

Nr. 12. Bromberg, den 9. Februar 1924.

Die Macht der Drei.

Ein Roman aus dem Jahre 1955

von **Hans Dominik.**

(26. Fortsetzung.)

Der englische Premier gab seinem Sekretär gemessenen Auftrag. „Ich erwarte den Vierten Lord der Admiralität. Jeder andere Besuch hat zu warten.“

Der Sekretär wunderte sich nicht über den Befehl. Die Stellung des Lords Maitland im englischen Kabinett hatte sich in den letzten Wochen beträchtlich gehoben. Seine genauen Kenntnisse der amerikanischen Verhältnisse machten ihn zu einem wichtigen Mitglied des Kabinetts. Darüber hinaus fand der alternde Lord Gashford in ihm eine wertvolle Hilfe. Eine Persönlichkeit, die Entschlußkraft mit der abgeklärten Ruhe des gereiften Mannes verband. Einen Mitarbeiter, der für sich gar nichts erstrebte ... wenigstens nichts zu erstreben schien und ganz in den Fragen der großen Politik aufging.

Lord Gashford hatte über die Ausführungen Lord Maitlands in der letzten Kabinettssitzung nachgedacht. Als Lord Horace in sein Arbeitszimmer eintrat, ging er ihm entgegen. „Ihre Ansichten über die Beweggründe des amerikanischen Diktators sind richtig. Wenn seine Handlungen überhaupt logischen Gründen entspringen, können sie nur so erklärt werden, wie Sie es neulich taten. Ich möchte in Ihrer Gegenwart einen Besuch empfangen, dessen Absichten mir nicht klar sind. Dr. Glossin hat sich bei mir melden lassen.“

Lord Horace konnte sein Erstaunen nicht verbergen.

„Dr. Glossin hier? Sollte das ein Friedensfühler sein?“

Dr. Glossin wurde von dem Sekretär in das Gemach geführt. Er kam mit der Unbefangenheit des vielgereisten Weltmannes. Begrüßte Lord Horace herzlich als einen alten Bekannten, ohne sich durch die Gegenwart des Premierministers geniert zu fühlen. Er erkundigte sich eingehend nach dem Befinden der Lady Diana und führte die Konversation mit einer Leichtigkeit, als befände er sich auf einem Fünfuhrtee und nicht bei den leitenden Ministern eines Weltreiches. Die beiden Engländer gingen auf die Tonart ein, obwohl sie innerlich vor Begierde brannten, dem Zwecke der Unterredung näherzukommen. Lord Horace schob dem Doktor Zigarren und Feuerzeug hin. Glossin bediente sich mit einer Gemächlichkeit, die den englischen Staatsmännern hart an die Nerven ging.

Dr. Glossin hatte zweifellos viel Zeit. Aber schließlich hatten die Engländer noch mehr. Sie warteten ruhig, bis er das Schweigen brach.

„Meine Herren, ich halte diesen Krieg für einen Wahnsinn. Nur der maßlose Ehrgeiz eines Mannes treibt zwei sprach- und stammgleiche Völker in den Kampf.“

Die Engländer sprachen kein Wort. Nur ein leichtes Nicken verriet ihre Zustimmung. Der Doktor fuhr fort: „Ich möchte die Lage durch einen Vergleich erklären. Die Welt gehört einer großen Firma, den Englishspeakers. Die Firma hat zwei Geschäftsinhaber. Es sind heute zwei feindliche Brüder, die zum Schaden des Hauses arbeiten. Die Firma kann nur gedeihen, wenn ihre Leiter einig sind und einig handeln. Müßte nicht der eine der Inhaber die Führung haben?“

„Die feindlichen Brüder sind wohl in diesem Gleichnis England und Amerika?“

Dr. Glossin bejahte die Frage Lord Gashfords durch ein leichtes Nicken.

Der Premier sprach weiter: „Welcher von den beiden wird dem anderen weichen?“

Glossin hatte wieder mit der Zigarre zu tun, bevor er die Antwort formulierte. Langsam, sorgfältig, Wort für Wort wägend.

„Im Geschäftsleben würde es der sein, der die geringere Erfahrung hat ... der weniger tüchtige ... meistens wohl der jüngere.“

Lord Horace unterbrach ihn.

„Glauben Sie, daß Cyrus Stonard jemals freiwillig weichen würde?“

„Wenn nicht freiwillig, dann gezwungen!“

„Das hieße Stonard stürzen! Freiwillig wird er nie nachgeben.“

„Deswegen bin ich hier!“

Das Wort war heraus. Seine Wirkung auf den Premier war unverkennbar. Lord Horace blieb äußerlich unverändert. Nur sein Gehirn arbeitete fieberhaft und schmiedete lange Schlußketten ... Er weiß, daß die geheimnisvolle Macht wirkt. Daß es vielleicht schon in nächster Zeit, vielleicht in wenigen Tagen nur noch eines leisen Anstoßes bedürfen wird, um den Diktator zu stürzen. Er wechselt beizeiten die Fahne ... Immerhin, seine Arbeit kann England nützlich sein ...

Lord Gashford fragte mit leicht vibrierender Stimme: „Wie sollte es geschehen?“

„Das wird meine Sache sein!“

„Sie wollen das vollbringen? Und wenn es Ihnen gelänge, was hat England dafür zu zahlen?“

„Nichts!“

„Und was verlangen Sie dafür?“

„Englands Freundschaft!“

Lord Gashford reichte dem Doktor die Hand.

„Deren können Sie versichert sein. Für die Ausführung stehen Ihnen unsere Mittel zur Verfügung. Lord Maitland wird die Einzelheiten mit Ihnen besprechen.“

Sie hatten diese Besprechung im Stadthause von Lord Horace. Dr. Glossin verlangte von der englischen Regierung für sein Unternehmen keine materiellen Mittel. Nur ein paar Einführungsschreiben an einige amerikanische Vereinigungen. Das war alles. Lord Horace geriet in Zweifel, ob es dem Doktor jemals gelingen könne, mit solchen bescheidenen, fast kindlich anmutenden Hilfsmitteln einem Manne wie Cyrus Stonard gefährlich zu werden. „Das wäre alles, Herr Doktor?“

„Alles, mein Lord.“

„So wünsche ich Ihnen um der angloſächsischen Welt willen den besten Erfolg.“

„Ich danke Ihnen. Noch eine persönliche Bitte. In meiner Begleitung befindet sich hier in London meine Nichte, Miß Jane Harte. Mein Aufenthalt in den Staaten könnte längere Zeit dauern. In der Voraussicht kommender Umwälzungen und Unruhen habe ich sie hierhergebracht. Ich bin ihr einziger Verwandter. Sie hängt an mir, ist meine einzige Freude, hat außer mir niemand in der Welt. Wenn ich wüßte, daß sie in Ihrem Hause ... bei Ihnen ... bei Lady Diana einen Anhalt findet, wäre ich Ihnen mehr zu Dank verpflichtet, als ich es Ihnen in Worten ausdrücken kann.“

„Ich werde die junge Dame als Gast in mein Haus nehmen. Sie soll in sicherer Hut bei uns bleiben, bis Sie, Herr Doktor, aus den Staaten zurück sind."

Der Doktor ergriff die Hand Lord Maitlands.

„Ich danke Ihnen, mein Lord. Ich bedauere es, Lady Diana nicht persönlich meine Empfehlung übermitteln zu können . . ."

Dr. Glossin ging, den Mann zu verraten, durch den er zwanzig Jahre mächtig und reich gewesen war.

*

Seit jener Stunde, in der Diana die Todesnachricht Erik Truwors empfing, in der sie in der Fülle überströmender Gefühle ihre ganze Vergangenheit vor Lord Horace bloßlegte, war das Verhältnis der Gatten ein anderes geworden. Lady Diana zog sich nach Maitland Castle zurück. Lord Horace blieb in London, um sich mit verdoppeltem Eifer den Regierungsgeschäften zu widmen. Nicht nur die Sorge um das Land trieb ihn dazu, sondern wohl ebenso stark das Verlangen, sich durch angestrengte Arbeit zu betäuben, durch rastlose Tätigkeit der quälenden Gedanken ledig zu werden, die ihn seit jener Unterredung nicht loslassen wollten.

Mit dem Toten hatte er bald abgeschlossen. Was Diana getan, um dem Jugendgespielen, dem Manne, dessen Gattin sie werden sollte und fast war, den Abschied vom Leben leicht zu machen, das hatte er mit der abgeklärten Ruhe des gereiften Mannes verstehen und verzeihen gelernt.

Die Unruhe und Qual schuf ihm der andere. Der Lebende — den Diana noch für tot hielt. Und zu dessen Vernichtung sie doch ihre Hand geboten hatte.

War dieser Haß echt? Konnte solcher Haß echt sein?

War es nicht nur in Haß verkehrte Liebe, die wieder Liebe werden konnte?

Erik Truwor lebte!

Wie würde Diana die Nachricht von seiner Rettung aufnehmen?

Er bangte vor der kommenden Stunde und sehnte sie doch herbei.

Die Nachricht, daß sie nach London kommen solle, erreichte Diana um die vierte Nachmittagsstunde in Maitland Castle. Der Diener, der ihr die Botschaft überbracht, hatte längst den Raum verlassen. Diana saß immer noch regungslos und hielt das Papier in den Händen. Das Faksimile des chemischen Fernschreibers zeigte die charakteristischen Schriftzüge ihres Gatten. Nur wenige Worte.

„Ich bitte dich, umgehend nach London zu kommen."

Was bedeutete diese Botschaft? Horace rief sie . . . rief sie . . . warum?

Ihre Brust wogte im Widerstreit der anstürmenden Gefühle. Seit jenem Tage der Aussprache hatte sie Horace nicht wieder gesehen. In stillschweigender Übereinkunft hatte sie sich einer freiwilligen Verbannung unterworfen.

Ihre hellsichtigen Frauenaugen erkannten wohl, daß ein Mann, auch wenn er die Großherzigkeit ihres Gatten besaß, nicht so leicht und schnell über das hinwegkommen konnte, was sie ihm in ihrer Seelennot offenbarte. Deshalb hatte sie gewartet. Von Tag zu Tag . . . geduldig. Doch je länger sie warten mußte, desto schlimmer fraß die Pein des Wartens an ihr. Ihre Liebe zu Horace war so stark und rein, daß ihr nicht einen Augenblick der Gedanke kam, ganz andere Ängste und Sorgen könnten ihres Gatten Herz beschweren. Hätte sie es gewußt, wie leicht wäre es ihr gewesen, seinen Argwohn zu zerstreuen.

In windender Fahrt trug die schnelle Maschine Diana Maitland, ihre Zweifel, ihre Hoffnungen und Wünsche nach London.

Ohne sich erst in ihre eigenen Räume zu begeben, betrat sie das Arbeitszimmer ihres Gatten. Lautlos schlossen sich die schweren Portieren hinter ihr. Der schwellende indische Teppich dämpfte ihren Schritt.

Lord Horace saß am Schreibtisch, das Gesicht dem Fenster zugewandt.

Diana umfaßte seine Gestalt mit ihren Blicken.

Was dachte er? . . .

Wie wird er ihr entgegentreten? . . .

Der erste Gruß. Wie wird er sein?

Tonlos formten ihre Lippen das eine Wort: „Horace!" Der Hauch drang nicht an sein Ohr.

„Horace!" Rauh und gepreßt tönte der Name durch den Raum.

„Diana!" . . . Lord Horace war aufgesprungen. Die Gatten standen sich gegenüber. Ihre Blicke begegneten sich und wichen einander aus.

Dianas Herz krampfte sich zusammen. Was sie erhoffte, was sie ersehnte . . . es war es nicht. Ihre Augen wurden still. Ein konventionelles Lächeln spielte um den Mund, als sie sagte: „Du hast mich rufen lassen, Horace." Ihre Hände berührten sich, und doch verspürte keine den Druck der anderen.

„Ich danke dir für dein Kommen, Diana. Eine Bitte, die uns beide betrifft und mir besonders am Herzen liegt, trieb mich, dich zu rufen. Ich hatte heute vormittag eine Unterredung mit Dr. Glossin."

Diana horchte auf.

„Dr. Glossin? Wie kommt der hierher? Es ist doch Krieg. Als Friedensunterhändler? . . . . In Stonards Mission?"

„Nein!"

„Nicht? Weshalb ist er hier?"

„Um Cyrus Stonard zu verraten!"

„Ah . . . .!"

Lady Diana hatte in der Erregung des Gespräches bis jetzt noch nicht die Zeit gefunden, sich zu setzen. Lord Horace rollte ihr einen Sessel herbei.

„Ah! . . . Das versöhnt mich mit ihm. Welches Glück, wenn dieser Bruderkrieg vermieden wird! Dieser sinnlose Kampf, der Hunderttausende Englisch sprechender Frauen zu Witwen, ihre Kinder zu Waisen macht. Wenn das dem Doktor gelingt, wenn er das schafft, soll ihm vieles, nein, alles verziehen sein."

Lord Horace wiegte nachdenklich das Haupt.

„Ja, Diana . . . nicht ganz so, wie du denkst."

„Wie meinst du?"

„Der Krieg würde auch ohne das alles in allernächster Zeit beendet sein!"

„Wodurch?"

„Durch die geheimnisvolle Macht der drei in Linnais!"

Diana Maitland sank in ihren Sessel zurück. Sie erblaßte, während ihre Augen sich zu unnatürlicher Weite öffneten.

„Die drei in Linnais? . . . Sind sie nicht tot?"

„Wir dachten es . . . wir hofften es."

„Sie leben?"

„Sie leben! Sie haben es deutlich bewiesen. Unsere Stationen müssen ihre Befehle funken."

„Und die sind? . . . Die lauten?"

„Wer das Schwert nimmt, soll durch das Schwert umkommen. Die Macht warnt vor dem Kriege."

Lord Horace unterbrach seine Rede. Er sah, wie die Augen seiner Gattin sich schlossen und ein frohes Lächeln ihren Mund umspielte. In diesem Augenblick sah sie aus wie ein glückliches Kind, dem ein Lieblingswunsch erfüllt wurde. Er sah es und dachte: Erik Truwor!

Lady Diana sprach wie eine Träumende, wie eine Seherin.

„Ah! . . . die drei in Linnais . . . Sie leben . . . leben und handeln zum Segen der Welt!"

„Zum Segen?"

„Ist es kein Segen, wenn der Krieg vermieden wird? Sinnloses Morden . . . Totschlag und Raub . . ."

Auf den ersten Blick vielleicht. Aber die Folgen werden nicht ausbleiben. Wie wird sich das für die Zukunft auswirken?"

„Die Welt wird ein Paradies sein!"

„Glaubst du?"

„Gewiß, selbstverständlich!"

„Ich nicht . . . Ich glaube es nicht . . . kann es nicht glauben . . ."

„Was?"

„ . . . kann es nicht glauben, daß ein Mann, dem ein Zufall . . . ein Schicksal solche Macht in die Hände gegeben hat, daß der . . ."

„Daß der . . ."

„Daß der die Macht nicht mißbraucht!"

„Mißbrauchen? Mißbraucht?"

„Mißbraucht, um die in seine Hand gegebene Menschheit zu knechten. Um sich zum Herrscher der Welt zu machen." Lord Horace sprach die letzten Worte trübe und sinnend vor sich hin.

„Du fürchtest, daß . . . daß . . . nein! Erik Truwor? Nein!"

In der Erregung des Zwiegesprächs waren sie aufgesprungen und standen sich hochatmend gegenüber.

„Niemals! Niemals!" Diana wiederholte es mit wachsender Überzeugung.

„Dann wäre er ein Gott!"

Die Erregung Dianas löste sich in einem harten, stolzen Lachen.

„Ein Gott? . . . Nein! Ein Mann ist er! Ein Mann!"

„Und wir?" Resignation klang aus den beiden kurzen Worten. Diana legte ihm die Hände auf die Schultern.

„Ihr . . . ihr . . . Horace . . . ihr seid Politiker . . . . eure Gedanken gehen nicht über die Grenzen eurer Interessen. Er . . . er überschaut Reiche! Ihr arbeitet für die Zeit. Er denkt an die Ewigkeit!"

„Du kennst ihn, ich kenne ihn nicht. Du standest ihm nahe . . . Du bist ein Weib . . . Wir Männer sehen die Dinge nüchterner. Ich sage dir, es wird kein Paradies

auf Erden, aber es wird schweres Unheil für die ganze Welt daraus entstehen."

„Wenn er ein Mensch wäre wie ihr. Aber er ist der ideale Mensch. Der vollkommene Mann. Er wird die Macht ... die wunderbare Macht nur zum Wohle der Menschheit, zum Glück der Welt verwenden ... Ja, ich kenne ihn. Er geht mit reinem Herzen an die große Aufgabe. Er erstrebt nichts für sich, alles für die Menschheit. Er ist Erik Truwor. Das Wort sagt mir alles."

Lord Horace sprach nicht aus, was er in diesem Augenblick dachte. Daß auch ihm das eine Wort, der eine Name nur allzuviel sage.

Mit müder Gebärde winkte er ab.

„Laß es gut sein, Diana. Was hilft Streiten? Das Geschick wird sich schneller erfüllen, als uns allen lieb ist.

Zurück zu dem Zweck unserer Unterhaltung. Dr. Glossin ließ seine Nichte Miß Jane Harte bei seiner Abreise allein in London zurück. Ich versprach ihm, sie bei uns aufzunehmen, bis er zurückkommt.

Das junge Mädchen ist hier im Hause. Ich will gehen und es holen."

(Fortsetzung folgt.)

Drillinge.

Von A. Charpentier.

„Das ist wieder eine schöne Bescherung! Zwei auf einmal! Wer hätte so etwas erwartet!" sagte Frau Truchaud, die Hebamme, kopfschüttelnd. „Was? Zwei?" fragte der Zimmermaler Cure, an den diese nichts weniger als erfreuliche Botschaft gerichtet war. „Na, so was! Da kann man ja verrückt werden! Zwillinge?... Was? Als ob an den fünf Rangen, die schon da sind, nicht gerade genug wäre!"

Als die Wöchnerin die Worte ihres Gatten hörte, richtete sie sich ein wenig in ihrem Bette auf und betrachtete mit seligem Lächeln ihre zwei eben zur Welt gekommenen Kleinen. Plötzlich aber begann sie wieder zu stöhnen...

„Das ist aber schon unerhört!" rief Madame Truchaud, und neigte sich über die Kranke. „Auch ein drittes ist noch da!"

Nun war es dem glücklichen Vater aber denn doch ein wenig zu viel des Guten. Nachdem die drei Würmer vorsichtig in die Wiege, die nur auf die Ankunft eines Weltbürgers vorbereitet war, gelegt worden waren, begann Cure eine wahre Kaskade von Schimpfworten herunterzustürzen und gebärdete sich vor ohnmächtiger Wut wie toll. Um ihn zu beruhigen, erinnerte ihn Madame Truchaud, daß im anliegenden Zimmer seine fünf Kinder schliefen und daß es geraten erscheine, sie nicht zu wecken, damit die Kranke ein wenig Ruhe habe. Nachdem sie alles, was nötig war, erledigt hatte, machte sich Frau Truchaud zum Fortgehen bereit und erbat gleichzeitig das ihr zukommende Honorar. Cure gab ihr 20 Franken — so viel war nämlich vereinbart worden.

„Nein, Herr Cure, das ist ein bißchen zu wenig. Alles recht schön, wir haben zwar nur diesen Betrag vereinbart, aber das war für einen Rangen gemeint... und hier gab es drei! Weil Sie aber gerade kein Millionär sind, will ich mit 50 Franken zufriedengestellt sein."

Nach langem Unterhandeln ließ sich endlich Frau Truchaud mit 40 Franken abfertigen und ging mit der Versicherung fort, Cure habe mit den Drillingen ein glänzendes Geschäft gemacht. In Kürze begann sich die Prophezeiung zu bewahrheiten.

Das ganze Städtchen war durch das Schicksal des armen Zimmermalers, der trotz seines bekannten und allseits geschätzten Arbeitseifers seine acht Kinder nicht zu ernähren vermochte, gerührt. Die Nachbarinnen der Kranken, die sie besuchten, hinterließen jedesmal Beweise ihres Mitgefühls und an dem der Entbindung folgenden Tage gab es bereits im Hause Cure fünf Pfund Schokolade, drei Pfund Kaffee, fünf Flaschen Wein, eine Flasche Rum, vier Töpfe Milch, einige Säckel Erbsen und Reis, schließlich Brot und kaltes Fleisch in kolossalen Mengen.

„Gutes Volk das", murmelte Cure gerührt. „Jetzt werden wir nicht mehr Hungers sterben."

Am dritten Morgen nach dem bemerkenswerten Ereignis, von dem das ganze Städtchen bereits wußte, bekam Cure den Besuch des Herrn Bürgermeisters, der ihm 20 Franken als eine vom Gemeinderate in außerordentlicher Sitzung bewilligte Unterstützung einhändigte. Die Frau Bürgermeisterin veranstaltete außerdem auf eigene Hand eine Sammlung, deren Ertrag ein ganz überraschender war: 315 Franken wurden der Familie Cure übermittelt! „Bitte, Herr Cure", sagte die Frau Bürgermeisterin und legte das eingesammelte Gold und Silber auf den Tisch. „Das ist für die ersten Bedürfnisse. Im übrigen seien Sie nur ganz ohne Sorge. Wir werden Ihrer schon nicht vergessen. Sie sind ja ein guter Patriot und ein aufrichtiger Republikaner."

Cure, der in seinem ganzen Leben niemals so viel Geld beisammen gesehen hatte, war außer sich vor Freude und wußte nicht, wie er danken sollte.

Nach weiteren zwei Tagen beehrte den armen Zimmermaler die Baronin du Cheylard, die weit und breit als eine der tätigsten Agitatorinnen der konservativ-monarchistischen Partei bekannt war, mit ihrem Besuch.

„Lieber Herr Cure", sagte sie gleich zu Beginn, „ich weiß, daß Sie ein überzeugter Monarchist sind und daß Sie diese abscheuliche Republik hassen. Die Damen und Herren des hiesigen Gemeinderats glauben, es sei ihr ausschließliches Privileg, armen, aber verdienstvollen Bürgern in der Not unter die Arme zu greifen. Da haben sich die Herrschaften aber einmal geirrt samt ihrem Herrn Bürgermeister, der bei den nächsten Wahlen in den Kreisausschuß mit Pauken und Trompeten durchsausen wird. Bitte, hier sind 430 Franken von mir, meinem Mann und unseren politischen Freunden."

Von diesem Tage angefangen begann ein wahrer Wettbewerb zwischen Republikanern und Monarchisten zu Gunsten des kindergesegneten Zimmermalers. Die Frau Bürgermeister sammelte unter den ersteren, die Frau Baronin unter den letzteren. Cure aber legte alle Gaben beiseite, so daß ihm zu Ende des Monats nach Bezahlung aller Schulden, des Quartiergeldes und nach Anschaffung von Kleidern und Wäsche für die ganze Familie, noch 1000 Franken bar übrig blieben, die er sofort in der Sparkasse deponierte. Dabei überhäufte man ihn derartig mit Arbeit, daß er nicht wußte, wo er zuerst beginnen sollte. Im ganzen Städtchen ließ man nicht nur alle Zimmer und Häuser bemalen, sondern auch alle Planken und Zäune, damit es Cure nur ja nicht an Brot für seine acht Kinder fehle.

Nach Ablauf eines halben Jahres hatte Cure schon mehr als 5000 Franken in der Kasse.

Zu Ende des Jahres, als die Zeit der Wahlen in den Kreisausschuß herannahte, wuchs die Agitation in dem kleinen Städtchen zu ungeheueren Dimensionen heran. Der Kampf sollte sich in der Hauptsache zwischen dem Repräsentanten der Republik, dem Bürgermeister Lejeune, und dem monarchistischen Kandidaten Baron du Cheylard abspielen. Die Chancen der beiden waren ungefähr gleich. Auf der entscheidenden Volksversammlung wurden sehr scharfe Reden für und gegen beide Kandidaten geführt — so, daß man nicht voraussagen konnte, wer eigentlich Sieger bleiben werde. Bevor man aber mit der Probeabstimmung begann, ließ der Apotheker Rieux, ein ortsbekannter Witzbold, eine fulminante Rede vom Stapel, die nicht sobald dem Gedächtnis der Bewohner des Städtchens entschwinden wird.

„Bürger", begann er mit salbungsvoller Stimme, „weder der Herr Baron du Cheylard, noch der Herr Bürgermeister Lejeune haben sich erwähnenswerte Verdienste um die Republik erworben. Was haben diese Herren geleistet, frage ich. Straßen haben sie erbaut, Brunnen sind unter ihrer Patronanz gebohrt worden, Asyle wurden aufgestellt, das ist alles. Unser Vaterland braucht aber viel wichtigere Dinge, als es Straßen, Brunnen, Asyle sind, es braucht gesunde Arme zum Lenken des Pfluges und zum Tragen der Gewehre. Viele Kinder haben, möglichst viele Kinder, das ist ein wahres Verdienst ums Vaterland! Können die Herren Lejeune und du Cheylard sich eines derartigen Verdienstes berühmen? Nein! Der erstere hat eine Tochter, der andere nichts... Bürger! Hier im Saal bemerke ich einen zwar armen, aber desto braveren Mann, der acht Kinder hat, darunter sieben Söhne... Ich meine niemand anderen, als den Bürger Cure. Wählen wir ihn! Geben wir auf ihn unsere Stimmen ab, denn er hat das geleistet, was nur wenige in der Republik zu leisten vermögen!" Unter den Wählern entstand ein unbeschreiblicher Enthusiasmus. Der Name Cures wurde auf der offiziellen Wählerliste verzeichnet. Am nächstfolgenden Sonntag fanden die Wahlen statt. Bürgermeister Lejeune erhielt einige hundert Stimmen mehr als Cure. Baron du Cheylard war der dritte, da er aber auf keinen Fall einen Sieg seines politischen Todfeindes zulassen wollte, gab er bei der engeren Wahl die Stimmen seiner Partei an Cure ab.

Und Cure wurde gewählt. Der Herr Bürgermeister entzog ihm zwar die bisherige Unterstützung. Cure ging das aber jetzt einen Pfifferling an. Er dachte an wichtigere Dinge: an die Erlangung eines Sitzes im Parlament. Längere Zeit hindurch verließ er mit keinem Schritt seine Wohnung und wurde nirgends gesehen. Als er sich endlich ins Städtchen begab, lenkte er seine Schritte zur Wohnung der Frau Truchaud.

„Was, schon wieder?"

„Vorläufig noch nicht, aber bald. Ich habe alles, was in meinen Kräften war, getan. Diesmal können Sie auf Vierlinge vorbereitet sein..."

„Was? Wozu brauchen Sie denn vier Stück auf einmal?"

„Wozu? Dann werde ich Deputierter und zuletzt Minister..."

Deutsch von S. O. Fangor.

Karl Herma.

Primitive polnische Glasmalerei.

Im südwestlichen Polen, an den Abhängen des Tatramassivs, der höchsten polnischen Berge, lebt in dem sogenannten Podhale ein Gebirgsvolk, dessen künstlerische Leistungen immer mehr Interesse erwecken und in den letzten Jahren auch außerhalb der polnischen Grenzen zur Sprache kamen.

In den achtziger Jahren erschloß die polnische Touristik das Tatragebirge, und auf den zahlreichen Wanderungen entdeckte Dr. Chalubinski in den einheimischen Bergführern, die er auf viele Wochen mit ins Gebirge nahm, talentvolle Musikanten, die ganz unbekannte und eigenartige Musik betrieben. In Gemeinschaft mit Ignaz Paderewski sammelte er eine Anzahl ungemein origineller Lieder und Weisen, die heute in Polen Allgemeingut geworden sind.

Den Spuren Paderewskis und Chalubinskis sind immer zahlreichere Freunde der Touristik und der Volkskunst gefolgt. In den neunziger Jahren ging man an die eigenartige Baukunst der Podhalaner heran und so wurde in ihrem Hausbau, in den Verzierungen, die an Hausgeräten angebracht waren, und sonstigen Holzschnitzereien ein Stil entdeckt, dessen künstlerische Qualitäten bis in die letzten Vorkriegsjahre begeistert gepriesen wurden.

Die Wellen des Weltkrieges prallten auch an die Abhänge dieses Berglandes heran; Tage und Nächte kamen österreichische Offiziere, darunter viele polnischer Nationalität, und drangen ins Innere der entlegensten und ältesten Hütten der Podhalaner. Auf diese Weise führte der Weltkrieg zur eigentlichen Entdeckung und Würdigung der polnischen Glasmalereien, die an den Wänden der Hütten alter Bergbewohner als vergessenes und wertloses Zeug hingen und immer mehr durch die frisch aus der Fabrik importierten Öldrucke sich verdrängen ließen.

Zahlreiche Ausstellungen wurden seither durch die Sammler dieser Glasmalereien in größeren Städten Polens veranstaltet. Die urwüchsige, großzügige Kraft, die aus der primitiven Kunst dieses Bergvolkes spricht, hat für den Westeuropäer einen derartigen Reiz und gibt dem modernen Künstler eine derartige Anregung, daß sie kaum auf irgendwelche Vorbilder ähnlichen Charakters restlos zurückgeführt werden könnte.

Die einzelnen Gläser sind nicht groß. Sie haben meistens das Maß von etwa 20 bis 30 Zentimeter. Die Tatsache, daß sie trotz diesem spärlichem Umfange — sie sind für kleine, niedrige Hüttenzimmerchen bestimmt — monumental wirken, findet ihre Erklärung in der Art der Komposition. Auf einer Fläche komponierend, läßt der Volkskünstler jede perspektivische Regel und alle für die realistische Malerei bindenden Vorschriften der Proportion außer acht. Die Grenzen, in welche er seine Phantasie einschränkt, läßt er sich einzig und allein von den durch ihn empfundenen Notwendigkeiten der Komposition diktieren. So erscheint beispielsweise der Heiland, der auf den weit auseinandergelegten Knien der heiligen Jungfrau ruht, in der Gestalt eines erwachsenen Mannes von kindlich kleinem Körper. Die Blumen, die die Figuren umgeben und die Fläche des Bildes ausfüllen, sind dagegen fast in Naturgröße wiedergegeben. Auf drollige Weise werden oft Geschehnisse aus Altem und Neuem Testament lokalisiert. So sitzen zum Beispiel unter einem kleinen Baum Adam und Eva auf Stühlen einheimischer Arbeit. Der heilige Georg tötet den Drachen mit einer „Ciupaga", einem Stock, den die Bergräuber im Tatragebirge als Waffe angeblich bei sich trugen. Das Leben und Treiben dieser Bergräuber, die nach dem Volksmund nur Reiche ausplünderten, um die Armen zu beschenken, die Unerschrockenheit, der Wagemut und die Phantasie dieser abenteuerlichen Kinder des Volkes waren eine reiche Quelle robuster, origineller Poesie, aus deren Inhalt die Glasmaler mit vollen Händen und lustigem Sinne geschöpft haben.

Wer waren diese Glasmaler und wann haben sie gewirkt? Um diese Frage zu beantworten, darf man sich kaum auf das geschriebene Wort stützen. Denn außer einer 1922 erschienenen kurzen Abhandlung von L. Lepszhy ist meines Wissens über die polnischen Glasbilder so gut wie nichts bisher geschrieben worden. Die Nachrichten über die Glasmaler stammen durchweg aus Erzählungen alter Bergbewohner, die sich noch zu erinnern glauben, wie in den 50er und 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts auf Jahrmärkten in größeren Dörfern wandernde Glasmaler, angeblich also Berufsmaler, ihren Kram aufstapelten und verkauften. Wollte der Käufer ein besonderes Thema behandelt haben, so habe der Glasmaler das gewünschte Bild im Stegreif verfertigt. Oft sollen es Leute gewesen sein, die aus entlegeneren Berggegenden zugewandert waren, aus Tälern und Dörfern, wo polnisches, slowakisches und ruthenisches Volkstum durcheinandergehen. Ohne aber auf die Fragen einzugehen, welche die Abstammung dieser Künstler betreffen, darf hier als entscheidende Tatsache festgestellt werden, daß das vor einigen Jahren entdeckte Glasbild für die moderne polnische Malerei und Skulptur eine sehr große Bedeutung erlangt hat. Der Begeisterung, mit der in Polen das Bekanntwerden der Glasbilder begrüßt wurde, ist ein Einführen dieser Errungenschaften des Gebirgsvolkes in das Kunstleben Polens gefolgt, indem sich heute eine Reihe talentvoller polnischer Künstler bemüht, diese primitive Kunst in moderne Malerei, Skulptur und Graphik zu übersetzen. (Berner „Bund".)

□ □ Bunte Chronik □ □

* **Eine neue Insel im Indischen Ozean.** Nach Kabelmeldungen aus Kalkutta ist im Indischen Ozean eine neue Insel aufgetaucht, die durch ein unbemerkt gebliebenes Naturereignis zustande gekommen zu sein scheint. Der Frachtdampfer „Chaldina" fuhr von Rangoon nach Akyab und Chittagong und passierte die in seiner Fahrtrichtung gelegene, in Frage kommende Stelle des Ozeans, in deren Nähe sich ein Schlammkrater befindet, ohne irgend etwas Besonderes zu bemerken. Als aber das Schiff etwa eine Woche später die Rückreise von Akyab und Chittagong nach Rangoon antrat und die Stelle wieder passieren sollte, bemerkten der Kapitän und die Mannschaft des Fahrzeuges zu ihrem nicht geringen Schrecken, daß mittlerweile eine Insel aus dem Meere emporgestiegen war, die, soweit man erkennen konnte, ungefähr 300 Meter lang und 18 Meter hoch war. Infolge der nach Rangoon gebrachten Meldung von dem neuen Eiland wurde ein zweiter Dampfer zur näheren Feststellung der Lage der Insel abgefertigt. Es zeigte sich, daß die Insel größer war, als ursprünglich angenommen worden war, nämlich, daß sie eine Länge von 450 Metern bei einer Breite von etwa 300 Metern und einer Höhe von etwas über neun Metern besaß. Es stellte sich weiter heraus, daß die Insel, die mit zackigem Felsgeklüft aus dem Wasser emporstieg, ringsum von einer dichten Kette von Korallenriffen umgeben war, die früher gleichfalls gefehlt hatten. Auch eine Reihe von Sandbänken waren in der Nähe der Insel zu sehen. Unweit befand sich eine zweite, kleinere Insel, von der man jedoch annimmt, daß sie unterseeisch mit der Hauptinsel verbunden ist. Wie erwähnt, befindet sich die neu aufgetauchte Insel in der Nähe eines unterseeischen Schlammvulkans, dessen Ausbruch im Jahre 1914 beobachtet worden war. Man nimmt nun in indischen meteorologischen Kreisen an, daß auch jetzt ein solcher besonders starker Ausbruch des Schlammvulkans stattgefunden habe, daß der felsige Meeresgrund emporgehoben worden und die Inselbildung auf diese Weise vor sich gegangen sei.

*

* **Pech.** Ein Jüngling verkehrte in einer wohlhabenden Familie, in der eine nette und heiratsfähige Tochter vorhanden war. Um sich nun möglichst angenehm zu machen, brachte er häufig Blumen mit. Aber Blumen kosten Geld, und das Einkommen eines Jünglings ist nicht immer darauf zugeschnitten. Also begrüßte er dankbar die Gelegenheit, als er die Bekanntschaft eines Gärtnereigehilfen machte. Er vereinbarte mit ihm, daß dieser ihm bei Bedarf schöne Blumen zu liefern hätte, wogegen sich der Jüngling verpflichtet, dem Gärtner dafür seine abgelegten Sachen kostenlos zu überlassen. Eines Tages war der Geburtstag des heiratsfähigen Mädchens, und der Jüngling schickte den Kontorjungen zu dem Gärtner, um einen Strauß wunderschöner roter Rosen zu besorgen und sie sofort zu der Ersehnten zu bringen. Am Abend erschien er selbst, wurde aber eiskalt empfangen. „Was ist denn, Fräulein Marie?" fragte er entsetzt. „Sie haben mir heute einen Zettel zukommen lassen." „Nein", sagte er, „ich habe Ihnen einen Strauß roter Rosen geschickt, Fräulein Marie." „Ja, bitte sehr, und daran hing dieser Zettel." Und sie händigte ihm ein Stückchen Papier aus, auf dem mit Bleistift geschrieben stand: „Bitte, vergessen Sie nicht Ihre alten blauen Hosen, die Sie mir vorige Woche versprochen haben." (Tag.)

Kleine Rundschau-Ecke

* **Bureaukratismus.** Im Wiener „Morgen" wird die folgende amtliche Zuschrift an eine Wählerin veröffentlicht: „Frau Elisabeth Schafhauser, Mödling, Weyprechtgasse 29. Sie werden hiermit verständigt, daß Sie aus der Wählerliste gestrichen wurden, nachdem Sie am 1. April d. J. gestorben sind. Stadtvorstand Mödling."

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.